

## Hochzeit im Sexkino

Gesundheitsminister Jens Spahn will die AHA-Regelung (Abstand-Hygiene-Alltagsmaske) um ein L und A erweitern. Seit Freitag, dem 9. Oktober, null Uhr heißt die neue Regelung AHALA. Die Ergänzung L steht dabei für Lüftung, A für die Corona-Warn-App. Die Wissenschaftler sind noch nicht gänzlich von Minister Spahns Vorschlag überzeugt und schlagen eine zusätzliche Erweiterung um weitere vier Buchstaben vor, so dass die Regel schlussendlich AHA(B)LA(BLA) hieße und der Maßnahme fast magische Kräfte verliehe. Das wird das Virus dermaßen erschrecken, dass es mit hoher Wahrscheinlichkeit vergisst, sich zu verbreiten, und künftig keine Massenhochzeiten mehr besucht.

Um mit US-Präsident Donald Trump zu sprechen, die (B)LA(BLA)-Regelergänzung ist ein echter Durchbruch und ein Segen. Weitere hochwirksame Coronamaßnahmen sollen unmittelbar folgen. Dazu gehört das Treffen der Bundeskanzlerin Angela Merkel mit Oberbürgermeistern der elf größten Städte der Bundesrepublik, Erhöhung der Taktung der unterschiedlichsten Appelle an die (schwindende) Vernunft der Bürger und ein zeitlich unbegrenztes Verbot von Eheschließungen, gleichberechtigten Partnerschaften und allen anderen Polyamorie-Modellen mit mehr als 25 Menschen.

Für Sexkinos gelten andere Regeln als für Eheschließungen. Nach einem Entscheid des Verwaltungsgerichts in Neustadt an der Weinstraße sind Sexkinos keine Bordelle, weswegen sich zehn Menschen aus zwei Familien ohne Einhaltung des Mindestabstands im Sexkino zu einer gemütlichen Party treffen können, allerdings nur im Beisein und unter strenger Aufsicht der Behörde. Nach Meinung des Gerichts wäre zu überlegen, ob ein Sexkino eventuell ein geeigneter Platz für Massenhochzeiten sei.

Schließlich gelten noch Beherbergungsverbote in fremden bayerischen Betten, es sei denn, man ist im Besitz eines negativen Coronabeherbergungsverbotstests, nicht älter als 24 Stunden.

Dusan Deak

## Die Leidenschaft der Straße

Der Fotograf Karsten Thielker ist am vergangenen Samstag in Berlin im Alter von 54 Jahren an einem Krebsleiden gestorben. Als Autodidakt gestartet, fotografierte Thielker viel für die US-Nachrichtenagentur *Associated Press* (AP). Für seine Arbeiten während des Genozids in Ruanda erhielt er zusammen mit anderen Kollegen den Pulitzer-Preis. Auch bei Konflikten in Bosnien, Somalia oder Tschetschenien war er mit seiner Kamera im Einsatz. Später widmete er sich der Straßenfotografie, die er als seine Leidenschaft bezeichnete.

(dpa/jw)

Das Frankfurter Städel-Museum zeigte im Sommer dieses Jahres Georg Herolds Gemälde »Ziegelneger« (1981), auf dem ein Schwarzer Mensch von einem Ziegelstein getroffen wird, im Hintergrund eine johlende Menschenmenge. Das Städel ließ in seiner Hängung den Werktitel unkommentiert. Als Rechtfertigung dieser Herangehensweise ließe sich argumentieren: Der Künstler hatte seine Arbeit schließlich so benannt. Der Originaltitel verbürge den historischen und produktionsästhetischen Kontext, dem das Werk entstammt, und niemand habe das Recht, ihn nachträglich zu verändern. Wer sich darüber empört, wer den Titel möglicherweise abwandeln oder das Gemälde erst gar nicht zeigen will, fordert – dieser Argumentation nach – Verbot und Zensur. Rückt die Sprach- und Bildpolizei jetzt etwa auch noch in unsere Museen vor? Wo bleiben die Freiheit der Kunst, ihr unbotmäßiges Potential, ihr Recht auf Anarchie?

Eine andere Strategie wählte die Kunsthalle Emden, als sie Arnulf Rainers übermalte Fotografie mit dem Titel »Als N\*\*\*\*« (1972) kennzeichnete und im Kommentar hinzufügte: »Originaltitel wurde aufgrund rassistischer Sprache verändert.« Das Kunstmuseum Bonn stellte Sigmar Polkes »Negerplastik« von 1968 einen umfangreichen Wandtext bei, der den »aus heutiger Sicht problematischen, weil rassistisch konnotierten Titel« in einen kulturellen Zusammenhang einbettet und dessen Entstehung diskutiert.

Nicht zuletzt die Denkmalstürze in den USA und anderswo stellen die Frage mit neuer Dringlichkeit: Wie können und sollen Museen mit rassistischen Werktiteln oder Bildinhalten umgehen? Wie gelingt es ihnen, dabei weder Zensur auszuüben noch Diskurse, die zu Lasten von gesellschaftlichen Minderheiten gehen, einfach zu reproduzieren? Und welche Leitlinien legen einzelne Häuser dabei ihrer jeweiligen Politik zugrunde?

»Wir sind die Revision unserer Sammlung angegangen, aber dennoch bleibt noch viel zu tun«, sagt etwa Yilmaz Dziewior, Direktor des Museums Ludwig in Köln und Kurator des deutschen Pavillons für die Venedig-Biennale 2021, im Gespräch mit *jW*. Die aktuelle Ausstellung »Mapping the Collection« etwa stellt Arbeiten US-amerikanischer Herkunft aus der hauseigenen Sammlung eine Auswahl von Kunstwerken weiblicher, queerer und indigener Künstler und Künstlerinnen sowie von »Artists of color« zur Seite und hat sich dadurch Diskriminierung als eigenen Schwerpunkt gesetzt. An anderen Stellen zeigte das Museum mit Werken etwa von Ayse Erkmen, Gülsün Karamustafa oder Nil Yalter dezidiert türkische und kurdische Positionen und richtete sich so direkt an Einwanderer aus der Türkei im Kölner Publikum: »Wieso sollten sie zu uns

## Vom Glauben

■ Gedicht zeigen.

Von Franz Dobler

Das Beste, was ein Mensch erfand ist nicht das Rad.  
Auch nicht das mit Gangschaltung.  
Sondern Arbeitshandschuhe.  
Ich glaube, da bin ich jetzt sicher.  
Und an zweiter Stelle das Dynamit.  
Wenn mit den Handschuhen nichts mehr geht.  
Aufpassen muss man sowieso immer.  
Auf jeden Mist.



Nicht im Bild: Das Museum Ludwig stellte Otto Muellers »Zwei Zigeunerinnen mit Katze« einen Dokumentarfilm gegenüber

## Die \*\*\*\* reichen nicht

Diskriminierende Darstellungen: Warum es nötig ist, dass Museen ihre Ausstellungspolitik überdenken. Von Hannes Klug

kommen, wenn sie sich hier nicht repräsentiert sehen?« fragt Dziewior.

Museen, so argumentiert er mit dem Philosophen John Dewey (1859–1952), sind Spiegel der Gesellschaft und nehmen Einfluss auf deren Gestaltung. Sie tragen daher auch eine besondere politische Verantwortung. Dabei geht es nicht nur um einen abstrakten Diskurs politischer Korrektheit. Das Museumspublikum ist vielfältig, und aus Betroffenensicht werden diskriminierende Darstellungen oft als empörend oder verletzend wahrgenommen. Das gilt auch für exotisierende oder rassistische Abbildungen von Sinti und Roma, wie sie gerade im deutschen Expressionismus häufig vorkamen. Wer das kulturelle Erbe Kölns online nach dem Schlagwort »Zigeuner« durchsucht, findet dort Gemälde, Grafiken oder Fotografien mit Namen wie »Zigeuner beim Feuer«, »Zigeunerfamilie unterwegs« oder »Zigeuner vor der Stadt« von Max Beckmann über Otto Mueller bis Emil Volkers. »Ich persönlich schäme mich, wenn ich solche Bilder sehe, weil die ein verzerrtes Bild von Sinti und Roma zeigen, das mit unserer Wirklichkeit nur bedingt zu tun hat. Die Bilder, die wir in unseren Familienfotoalben haben, Bilder von Arbeitskollegen oder Urlaubsaufnahmen sieht man kaum, aber gerade die zeigen unseren Alltag«, sagt André Raatzsch, Referatsleiter im Dokumentations- und Kulturzentrum Deutscher Sinti und Roma, im Gespräch mit *jW*. »Die Nazis haben eine halbe Million Sinti und Roma systematisch ausgelöscht. Fast alle haben auch heute noch Ausgrenzungs- und Diskriminierungserfahrung, und antiziganistische Inhalte rufen solche Erfahrungen auf.«

Aus diesem Grund hat das verbandseigene »RomArchive« ethische Richtlinien formuliert, in denen es unter anderem heißt: »Sollten stereotype oder andere verletzend darstellungen von Sinti und Roma im Archiv präsentiert werden, dann nur, wenn ihr Kontext thematisiert und der Inhalt kontextualisiert oder dekonstruiert wird, um weitere Verletzung und Schaden zu vermeiden.« Und: »Es bedarf für die zukünftigen Generationen neuer Erzählungen über die Vergangenheit und Gegenwart.«

Das Museum Ludwig stellte in einem Experiment Otto Muellers Bild »Zwei Zigeunerinnen mit Katze« (1926/27) den Dokumentarfilm »Zigeuner sein« von Peter und Zsóka Nestler (1970) gegenüber, in dem Überlebende des Völkermords und deren Nachfahren zu Wort kommen. So wollte Kuratorin Julia Friedrich erproben, »wie der Blick auf Kunst um soziale, politische oder historische Aspekte erweitert werden kann«, und einen Raum für Reflexion öffnen – und wurde dafür vom Museumspublikum teils offen angefeindet. Auf keinen Fall, fordert Raatzsch, dürften Museen solche Bilder einfach unmarkiert lassen: »Diese Bilder sind nicht harmlos.«

Eine »Kultur für alle« im breitesten Sinne verlangt Eylem Sengezer, Referentin für Öffnungsprozesse in Kulturinstitutionen von »Diversity Arts Culture«, dem Berliner Projekt-

büro für Diversitätsentwicklung, das der Senat 2017 ins Leben rief – nicht nur in Museen. Das Büro konzipiert Weiterbildungsangebote, berät Künstler wie Institutionen des Kulturbetriebs sowie die Kulturverwaltung in Diversitätsfragen. Was ist Rassismus, wie bildet er sich ab, und woran lässt er sich erkennen? »Menschen, die in der Gesellschaft sowieso marginalisiert werden, finden sich in der Art und Weise, wie Kunst präsentiert wird, nicht wieder«, beklagt Sengezer im Gespräch mit *jW*. Nach wie vor gebe es in der Kulturlandschaft kaum Menschen mit Rassismuserfahrung. Entsprechendes kuratorisches Personal, unabhängige Beschwerdestellen, eine gezielte Förderung von marginalisierten Kulturschaffenden und eine gezielte Einbeziehung migrantischer und diasporischer Expertise wären hier erste Schritte. Bloße Namensänderungen für Bilder sind allenfalls ein Anfang.

## Gefangene nicht vergessen!

In schwierigen Zeiten sind verlässliche Informationen lebenswichtig.

Bitte spenden Sie die »junge Welt« für Gefangene zum Preis von 30,60 € monatlich, 89,00 € für ein Vierteljahres-, 176,20 € für ein Halbjahres- oder 348,80 € für ein Jahresabo oder überweisen Sie einen Betrag Ihrer Wahl an: Freiabonnements für Gefangene e.V. Bank für Sozialwirtschaft IBAN: DE02 1002 0500 0003 0854 00 Kennwort: »junge Welt« [www.freibabos.de](http://www.freibabos.de)

 Freiabonnements für Gefangene e.V.